

# Hannelore Furch

## Ich und Köln - Eine Erzählung in zwei Teilen

### 1. Teil Das Köln meiner Großeltern

Wieso nicht "Köln und ich"? Den Zufall habe ich hier bestimmen lassen, und bin mit dem Resultat einverstanden. Denn schließlich soll es im Folgenden auch um mich und meine Familiengeschichte gehen, und schließlich haftet meinem Wesen das wertvolle Prädikat "weiblich" an, ein feiner Unterschied zu Köln, das hierfür auf den Zusatz "Stadt" zurückgreifen muss.

Meine Eltern und Großeltern sprachen über Köln immer, wie man über eine schöne alte Heimat spricht. Die neue im nördlichen Deutschland wollten sie dennoch nicht zugunsten der alten aufgeben, als es dort wieder heile Wohnungen gab. Ihr Köln, ihre Hochstadenstraße, lebte in ihren Köpfen fort, so wie damals in Köln ihr Varzin fortgelebt hatte, ihr Heimatort in Pommern, in der Geschichte als Wohnsitz Bismarcks bekannt. Ihn verließen sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als deutschlandweit eine Deutzer Fabrik um Arbeiter warb und ihnen bessere Lebensbedingungen versprach.

Wir, eine Drei-Generationen-Familie, lebten in Meine, einem Dorf bei Braunschweig. Ich, die Vertreterin der dritten Generation, bin dort geboren und aufgewachsen und erzähle im zweiten Teil meiner Geschichte etwas von mir in Bezug auf Köln. Hier im ersten Teil soll neben-sächlich von meiner Mutter und hauptsächlich von meinen Großeltern die Rede sein. Ich erzähle, was mir insbesondere von meiner Großmutter über ihr Leben in Köln, genauer gesagt über ihr Lebensgefühl, übermittelt ist. Wir Braunschweiger sind etwas empfindlicher und sturer als die Rheinländer, aber nicht so stur und erdverwachsen wie die Pommern, die selbst der freiwillig verlassenen Heimat lange und tief nachtrauern. Damals bei den Großeltern in Köln machte sich das insofern bemerkbar, als sie sich den Einheimischen gegenüber abkapselten, und dann abends, wenn die Familie in der Stube versammelt war, beklagten, dass sie sich in der neuen Heimat nicht so richtig aufgenommen fühlten. Das gleiche Klagen wiederholte sich zwar in Meine, war aber dort schon leiser geworden, wie es eben bei alten Leuten ist, die für sich eigentlich nichts mehr ändern wollen und können, die sich mit dem Gegebenen abfinden, um zur Ruhe zu kommen. Damals in Köln war ihre Auflehnung gegen die empfundene Ablehnung groß, und besonders gut ließ es sich gemeinsam mit einer anderen Familie klagen, die aus dem Süden Deutschlands zugezogen war und gleiche Probleme hatte. Es war der "schwäbsche Sepp", wie sie ihn in ihren Erzählungen nannten, ein verwachsener Bäcker Geselle, der in der Lindenstraße wohnte, mit Frau und zwei Kindern, von denen das eine, ein Mädchen, zwei Jahre jünger war als meine Mutter und als deren Spielkameradin herhalten musste.

Wenn ich heute am Rhein entlang fahre, Konrad-Adenauer-Ufer, sitzen die Großeltern dort für mich, etwas weiter unten am Rhein, auf einer Bank, dicht aneinander gerückt und mit geschlossenen Augen, um sich den stillen Strom als Ostsee vorstellen zu können, deren Rauschen sie noch im Ohr hatten. So atmeten sie die Brise des Rheins als die des heimatlichen Meeres ein,

stärkten auf diese Art ihr heimwehkrankes Gemüt zur Befähigung, das neue Leben irgendwie zu bestehen. Vor ihren Füßen spielte unbefangen die Tochter, die solche Probleme erst später bekommen sollte, wenn sie in Meine dem Köln ihrer Kindheit nachhängen wird. Für mich hatten solche Heimweh-Gefühle meiner Mutter immer etwas Zwiespältiges, um nicht zu sagen Verlogenes, denn sie traten bei ihr im Wechsel mit nüchternen und kritischen Betrachtungen über ihre ehemaligen Kölner Schulkameradinnen auf, mit denen sie nie recht warm geworden war. "Die war'n immer so oberflächlich. Wenn da mal eine gesagt hat, 'um drei anne Herz-Jesu, und du hastes ernstgenommen, ja da standeste denn", höre ich sie noch wettern. Aber ich glaube, sie war selbst schuld, dass sie keine richtige Freundin gefunden hatte, denn sie ist schwierig im Umgang, allein durch ihre Geltungsbedürftigkeit.

Als ich umgezogen war von Meine in die Kölner Gegend, heute etwa vor zwanzig Jahren, suchte ich schon bald die Wohnstraße meiner Großeltern auf. Aneinandergereihte Wohnblöcke, größtenteils Nachkriegsbauten. Aber die Hausnummer 25 machte ich an einer alten, schmalen Fassade aus und wunderte mich, denn die Großeltern galten als ausgebombt. Dann dachte ich mir, dass dieser Block wohl durch die Ausradierung der Nachbarhäuser, mit denen es baulich zusammenhing, statisch instabil und unbewohnbar geworden war. Durch die offenstehende Haustür, die zum Reinemachen festgeklemmt war, sah ich in einen nackten schmalen langen Flur mit Steinfußboden, den ich mir eher für Waschküchen vorgestellt hätte. Links führte eine hohe Holzterrappe in den 1. Stock hinauf, dort, wo die Großeltern gewohnt hatten. Es wirkte alles tot auf mich, obwohl eine flinke junge Frau mit zwei lauten Kindern herunterkam. Hinten im Flur sah ich die Tür, die damals in den Hinterhof geführt hatte. Im Album meiner Großmutter klebte ein Foto, das dort auf dem Hof aufgenommen war. Die ganze Familie stand vor einer Mauer, neben ihnen ein blühender Holunderbusch, unter dem zwei bunte Hühner herumscharrten. Vielleicht war es der einzige schöne Platz gewesen, und auch das nur zur Blütezeit im Frühling. Gab es diesen Hinterhof überhaupt noch? Was mochte die Tür heute verbergen? Die Frau mit den Kindern kam vorn heraus und ich ging weiter, wenn auch unschlüssig. Aber ich konnte ja schlecht hingehen und probieren, ob die Hintertür offen war. Und die Treppe hinauf...? Aber was sollte mir das Betreten des 1. Stocks, wo die Großeltern gewohnt hatten, heute bringen? Ich rettete mir so die ungestörte Imagination der großelterlichen Stube, die gleich rechts an ihrem Wohnungsflur gelegen hatte, eine hohe Decke aufwies und ein langes Ofenrohr, das zusätzlich heizte. Und schon sah ich sie sitzen, meine Großmutter zusammen mit Elisabeth Heppke, von ihr Lena genannt, deren Kindern und den eigenen – meine Mutter bekam in Köln noch zwei Geschwister. Sie saßen oft am Nachmittag um den rechteckigen Tisch herum, dessen gehäkelte oder gestickte Decke an den Seiten großzügig herunterhing. Alle tranken Muckefuck, der als Malzkaffee den Vorteil hatte, dass auch die Kinder ihn gut vertrugen und mit etwas Zucker drin gern tranken. Dazu gab es trockenen Streuselkuchen, den sie eintunkten, damit er noch essbar war, genauer gesagt, abbeißbar. Die Frauen strickten, während sie sich unterhielten. Zwischendurch sangen sie alte Lieder oder erzählten Geschichten.

Sooft meine Großmutter ihre Geschichten damals ihren Kindern erzählt hatte, hatte sie sie auch ihren Enkeln in Meine erzählt. Leider ist mir meine Lieblingsgeschichte von damals, die vom kleinen und vom großen Klaus, nur noch in kleinen Ausschnitten, aber nicht mehr im Zusammenhang im Gedächtnis. Das Geschichtenerzählen, mit einem träumerischen Blick, der ah-

nen ließ, dass der Inhalt durch Hinzuphantasiertes erweitert wurde, war das Metier meiner Großmutter. So lobte sie den kleinen Klaus mal weniger und mal mehr, spannte die Fallstricke für ihn mal locker und mal stramm, stellte dementsprechend den großen Klaus mal als kleineren und mal als größeren Schuft hin. Leider habe ich die Geschichte niemals von anderen gehört und schon gar nicht im gedruckten Zustand gesehen. Ich glaube aber, sie kam aus dem Slawischen.

Was meine Großmutter nicht konnte, war singen. Es hielt sie aber nicht davon ab, es trotzdem zu tun. Schon damals sang sie oft und gern ihr Pommernlied: "Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn", oder das Ostpreußenlied "Land der dunklen Wälder und kristall'ner Seen, ...", das sie als ihr Heimatlied vereinnahmt hatte, nicht ganz unberechtigt, denn ihre frühe Kindheit hatte sie in Allenstein verbracht. Besonders mochte sie, und mochte später auch ich, das Lied vom abgebrannten Pommerland: "Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, die Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg, ..." Die Melodie konnte sie nicht halten, aber ihre Melancholie verschmolz Lied und Sängerin, ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, denn ich hörte es ja später oft genug selbst, dass sie beim Singen die Verkörperung des Leids war, das dieses Maikäferlied beinhaltete. Sie sang es wohl in Meine noch viel wehmütiger als in Köln. Nach Köln waren sie und ihr Mann ja freiwillig gezogen, wenn man die Abwanderung durch wirtschaftliche Not nicht als zwanghaft sehen will. Und Köln hatte auch was, wie man so sagt, speziell für die Großmutter, die nicht nach Deutz ziehen, wo mein Großvater zu Fuß zur Arbeit hätte gehen können, sondern in Köln wohnen wollte, und zwar mitten in der Stadt. Das Heimweh nach Pommern und auch nach Ostpreußen war durch das Bewusstsein erträglich, dass sie ja, falls dort Arbeitsplätze entstünden, wieder zurückgehen könnten. Es wurde erst unerträglich nach dem 2. Weltkrieg, als klar geworden war, dass die Heimat für alle endgültig verloren war. Jetzt bekam das Maikäferlied seinen brüchigen, trostlosen, todtraurigen Klang.

So war auch das Singen ihre Sache, trotz ihrer Unmusikalität. Aber sie gab selbst zu, dass Lena Heppke viel besser hatte singen können als sie, bei Lena habe immer alles so fröhlich geklungen, und ihr, der Zuhörerin, sei es so vorgekommen, als habe sich dabei die immer leicht verbrauchte Luft in der Stube von allein erneuert. Besonders bei dem Lied "In Mutters Stübele da weht der Hmhmhm" sei ihre Stimme auf und ab gehüpft wie ein kleiner Vogel, besonders bei dem "Hmhmhm", das sich in jedem zweiten Vers wiederholte. "Naja, das Heemweh von Lena war anders, se hat's wohl ausgedrückt anders, auch in den jesungenen Liedern von ihr", sagte sie einmal, nachdem sie mir das Lied mehr schlecht als recht vorgesungen hatte. Dieses Lied kenne ich nur von der Großmutter und sah es nur einmal abgedruckt, und zwar in einem schwäbischen Liederbuch, das ihr die Freundin mal zum Geburtstag geschenkt hatte. Lenas anderes Lieblingslied, "Auf der schwäbsche Eisebahne" war da schon bekannter und sogar im Radio zu hören. Die Melodie saß der Großmutter fester ihm Ohr, so dass ihr Nachsingen eine annehmbare Qualität besaß, sieht man von dem wehmütigen Nachhall ab, den sie auch hier nicht unterdrücken konnte und der zu dem quirligen Lied passte wie eine Leichenrede zum Hochzeitsfest.

Sie sangen sich ihre enge Welt weit, erzählten sich ihre triste Welt bunt, diese beiden Frauen, die eine mit dem Hang zur Wehmut, die andere in angeborener Munterkeit, oder besser gesagt, Zuversicht. Nach ihren gemeinsamen Nachmittagen in der Hochstadenstraße oder bei Heppkes in der Lindenstraße ging es beiden immer noch eine Weile sehr gut, so versicherte es mir jeden-

falls die Großmutter und meinte, für Lena mitsprechen zu können. Und den Kindern, für die ja eigentlich die Lieder und Geschichten waren, habe es ohnehin immer gefallen.

Gelegentlich kamen damals die beiden Ehepaare auch abends zusammen, wenn die Kinder schon im Bett waren, dann ging es um persönliche und politische Tagesereignisse, aber vor allen Dingen darum, Feuerung zu sparen, denn immer das besuchende Ehepaar konnte den Ofen ausgehen lassen, wenn die Kinder im Bett waren. Denn arm waren beide Familien, und nicht selten war ihr gemütliches Beisammensein, ob nachmittags oder abends, auf den glücklichen Umstand zurückzuführen, dass Sepp zuvor alten, nicht mehr verkaufbaren Kuchen aus der Backstube mit nach Hause gebracht hatte, der für zwei Familien reichte und gern gemeinsam verzehrt wurde. Meine Großeltern revanchierten sich mit Jamaika-Rum-Verschnitt, abgefüllt in buntetikettierten 0,5-Liter-Flaschen, den mein Großvater über einen Arbeitskollegen bezog, dem er dafür Hühnereier gab, denn auf dem Hinterhof hatten meine Großeltern einen kleinen Hühnerstall. Auch hier fand Sepps Bäckerei-Abfall, speziell als vertrocknetes Brot, das in kleine Würfel geschnitten wurde, guten Absatz. Der Arbeitskollege meines Großvaters bezog den Rum-Verschnitt von einem Bekannten, der wiederum dafür getrocknete Blätter selbstgezogener Tabakpflanzen bekam. Oft hatte ich von solchen und anderen Tausch-Ketten gehört, und immer in einem Ton, als handelte es sich hier um die schönsten Erinnerungen aus der Kölner Zeit der Großeltern. Von politischen Ereignissen der Zeit, insbesondere der NS-Zeit, haben sie später nie geredet, auch sie hatten diese Zeit verdrängt wie die meisten Deutschen nach dem 2. Weltkrieg.

Für Lenas Kinder gab es manchmal eine Tüte Bonbons aus der Stolper Bonbonfabrik, nämlich dann, wenn meine Großtante aus Stolp ein Päckchen geschickt und nicht nur eine dieser gefüllten Spitztüchchen beigelegt hatte. Die andere Spezialität, Stolper Jungchen, ein runder weicher Käse aus der weltbekannten Stolper Molkerei, lag bald nicht mehr dabei, weil meine Großmutter ihrer Schwester geschrieben hatte, dass sie den in Köln bekommen könne. Die letzte Käseschachtel direkt von der Schwester aus Stolp verwahrte sie in einer Lade ihrer Kommode, zusammen mit ein paar anderen pommerschen Andenken. Darunter befand sich eine kugelförmige Bonboniere aus geschliffenem Kristallglas, und wiederum darin ein oben eingefaltetes Bonbon-tütchen mit ein paar Bonbons drin. Etwas schwach ist in diesem Punkt mein Gedächtnis, aber ich meine, es waren blassrote Bonbons in der Form von Himbeeren, die mir die Großmutter in der geöffneten Tüte zeigte. Die Bonbons waren so verklebt, untereinander und mit dem Papier, dass sie sich auch gar nicht mehr ablösen ließen. Das Spitztüchchen klebte an der Innenwand der Bonboniere. Meine Erinnerung zeigt es mir weißgrundig und mit kleinen blauen Sternchen bedruckt. Außer dem alten süßen Zeug bewahrte die Bonboniere viele pommersche Erinnerungen meiner Großmutter auf. In meiner Kindheit sagte sie mir einmal: „Hab se beiseite jelecht rechtzeitig , de Sachen, und janz wichtich is das Bolschenglas und de Bolschen, na ja, ich hab zu dir schon viel jesaacht driber...“ Ich glaube, es stimmt sogar im Wortlaut noch, jedenfalls sitzt es mir so im Ohr, was sie anfügte: "Dachte damals, alses losjing mitte Bomben hier beei uns in Köln, dann fallen se da inne Heimat ooch noch. Und wenn de Betriebe erst sind kaputt jemacht, keeiner weeiß nich, ob se werden wieder aufjebaut, und denn ooch wieder machen deselben Sachen? Dasses so jekommen is, wie's denn jekommen is, hat keeiner nich für möglich jehalten. Aber umso besser, dass ich se hab rechtzeitig beiseite jelecht, de Sachen." Dort befand sich auch eine leere Halbliter-Flasche mit dem runden bunten Rumverschnitt-Etikett, ohne

Schraubdeckel. Der war verlorengegangen, zum Betrübnis der Großmutter. Die Flasche hatte sie sorgsam in ein Geschirrtuch eingewickelt, in das sie als junges Mädchen ihr Monogramm gestickt hatte. Daneben lag das besagte Liederbuch und andere Sachen, die ihre Kölner Zeit dokumentierten. Mir waren damals ihre Andenken-Überbleibsel als Spielzeug sehr verlockend, aber unerreichbar, da unter Verschluss. Ich durfte die Sachen nur sehen und auch mal in die Hand nehmen, wenn die Großmutter dabei war. Nach ihrem Tod in den achtziger Jahren – mein Großvater hatte schon zehn Jahre zuvor das Zeitliche gesegnet – hat meine Mutter all den Plunder, wie sie es nannte, entsorgt. Ich war damals elf und erkannte nicht die Reichweite dieser Aktion für mich, denn in mir lebt das Wesen meiner Großmutter fort. Was würde ich darum geben, diesen „Plunder“ zu besitzen und Träume daraus entwickeln zu können!

Aber was meine Großmutter mir erzählt hatte von ihrem Köln – von den Nachmittagen mit dem Tunk-Kuchen und der Freundschaft mit Heppkes, von den Paketen aus Pommern, vom kleinen Tauschhandel, von stillen Stunden am Rhein und anderen persönlichen Ereignissen und Gefühlslagen – ist mir im Kopf erhalten, und dort bleibt es auch. Es vermischt sich einiges mit eigenen Erfahrungen, Vorlieben und Einstellungen. Zum Beispiel höre ich, so gern wie meine Großmutter sie hörte, die Lieder der fünften Jahreszeit und bin auch Fernsehzuschauer mancher ihrer Sitzungen, habe aber, ebenfalls wie meine Großmutter, kein Verlangen nach einer genußvollen Teilnahme an dem ausgelassenen Treiben. Ein Ereignis, das im zweiten Teil meiner Geschichte erwähnt ist, hat keinen Anteil an dieser Karnevalsteilnahme-Verdrossenheit.

Die Erzählungen meiner Großeltern leuchten mir hell und warm als innere Bilder. Dunkle und kalte müsste ich hinzuphantasieren. Aber wozu? Ich könnte es gut, habe diese Eigenschaft, wie auch das Sentimentale mit dem Hang zum Melancholischen und zum Träumen, von meiner Großmutter geerbt. Bei mir hat sich diese Veranlagung sogar zu einer hohen Kunst entwickelt. Den Beweis liefere ich im zweiten Teil meiner Geschichte, in dem es um Köln und um mich geht, und der mir den passenden Raum dafür bietet. Dieser erste Teil sollte, unverfälscht durch eigene Phantasie und Traum, ein Lebensgefühl meiner Großeltern wiedergeben.

In der Linden- und Hochstadenstraße bin ich neulich erst wieder gewesen. Auch diesmal gab es nichts, was meine inneren Bilder lebendig machen oder speisen konnte. Wieder berührte mich die heutige Wohnblockbebauung nicht und verschloss sich erneut allen Spekulationen darüber, wo der Kolonialwarenladen gewesen sein könnte, wo der Schlachter oder wo der Bäcker, bei denen die Großeltern ihre kargen Einkäufe tätigten. Und wieder machten mir statt dessen die lückenlosen Reihen parkender Autos klar, wie klug es gewesen sei, zu Fuß herzukommen. Selbst den Luftraum um sich herum verteidigten die Blechrösser verbissen als ihren, so dass ich mich widerstandslos vertreiben ließ.